



# Stehen die Freiwilligen ihrer eigenen Zukunft im Ulm?

KOLUMNE von Professor Dr. Wolf R. Dombrowsky, Leiter der Katastrophenforschungsstelle, Christian-Albrechts-Universität Kiel

Zu Recht ist man stolz auf sich. Mit einer Geschichte bis ins Mythologische und einem Nötig-Sein, so lange es Brennbares gibt, ist an Feuerwehr nicht zu rütteln. So denken und fühlen die meisten Kameraden - nicht ohne sich über jene zu ärgern, die dennoch rütteln.

Doch rüttelt überhaupt jemand oder nicht vielmehr „Etwas“? Der Unterschied fällt nicht mehr auf, wo die Überbringer der Botschaft in Ungnade und mit ihnen das „Etwas“ durch die Roste fallen. Erfolg verdirbt, vor allem die Augen. Was aber gäbe es zu sehen?

Womöglich dies: Den unvermeidbaren Weg in ein Dilemma. Mehr als 130 Jahre Problemlösung haben nicht das Problem gelöst, sondern eine Institution geschaffen, die inzwischen selbst ein Problem ist. Dieses Dilemma kann so wenig aus sich gelöst werden, wie sich ein Hammer hämmern kann.

Zu unverständlich? Dann Schritt für Schritt: Die Risiken für Brände stehen in enger Beziehung zur Zusammenballung. Je enger sich Menschen und Inventare ballen, desto häufiger und heftiger werden Brände. Kaum eine Siedlung blieb davon verschont. Noch bis ins 20. Jahrhundert versanken ganze Städte in Feuersbrünsten, auch wenn sich seit der industriellen Revolution die Zusammenballungsproblematik ins gewerblich-industrielle verschob. Die einhergehende politische Zusammenballung zum Nationalstaat betonte anfangs polizeiliche und soziale, zunehmend militärische Absicherungsleistungen, während die realen „Verdichtungsschäden“ den überkommenen Absicherungsverfahren überlassen blieben. Je häufiger sie an ihre Grenzen stießen, desto stärker wurden der reale Problemdruck und die Vielfalt von Lösungsinitiativen.

Die ersten freiwilligen Feuerwehren am Ende des 19. Jahrhunderts stellten eine solche Lösungsinitiative dar. Gegenüber bestehenden Absicherungsleistungen von Brandgilden und

Assekuranzkassen waren sie die technisch, organisatorisch und funktional überlegene Lösung, deshalb fanden sie Zulauf und Ausbreitung, - deshalb aber stießen sie auch auf erbitterten Widerstand. Von Anbeginn ging es - wie im Kampf zwischen Conrad Dietrich Magirus und dem Magistrat von Ulm - um Etats, Mittelzuwendungen und die „Lizenz zur Lösung“.

Lizenz zur Lösung meint den Weg zur Dominanz und in den Abgrund. Beide ergeben sich paradoxerweise aus der erfolgreichen Lösung. Sie verleitet dazu, die Lösung auf Dauer stellen zu wollen, um existent zu bleiben. Löste man das Problem, wäre die Lösung nicht mehr nötig: Je erfolgreicher der vorbeugende Brandschutz, desto weniger Feuerwehr ist erforderlich und umgekehrt. Folgerichtig entstehen lauter Koppelungen: Ist man zu erfolgreich, beseitigt man den Grund des Erfolgs. Zugleich zieht der Erfolg Nachahmer an, was die Kosten des Erfolgs behalten, aber seinen Nutzen sinken lässt und insgesamt den Grund des Erfolgs gefährdet. Also muss versucht werden, Konkurrenz fern zu halten und der eigenen Lösung möglichst zum Monopol zu verhelfen. Zudem muss die Lösung immer aufwändiger, umfangreicher und komplizierter werden, um nicht ihres Grundes verlustig zu gehen. Beides führt unvermeidbar in eine doppelte Institutionalisierung: Lösungsverwaltung durch Lösungsorganisation und Lösungsverwägung durch Lösungsindustrie. Je größer und bedeutender beide werden, desto dominanter wird ihr Erhalt.

Wo aber aus Erfolg Dominanz und aus Dominanz Übermacht wird, beginnen die Beurteilungen zu wanken. Dies umso schneller, je starrer die Lösungsorganisation, je teurer die Lösungsindustrie und je deutlicher der Zusammenhang zwischen Problem und Lösbarkeit werden. Darin liegt Ironie: 130 Jahre Problemerkaltung haben eben auch sichtbar werden lassen, wie man das Problem alternativ

lösen könnte. Vor genau dieser Gefährdung stehen die freiwilligen Feuerwehren heute. Noch wagt sich die anwachsende Kritik nicht aus der Deckung; noch sind Lösungsorganisation und -industrie zu stark. Und doch stöhnen die Kommunen unter den Begehrlichkeiten der angewachsenen Übersorgung, der drohenden Überalterungs- und Pensionswelle, der Verzerrung zwischen Brandbekämpfung und technischer Hilfe, der Aufgabenüberfrachtung bei gleichbleibender Qualität, vor allem aber über das Missverhältnis zwischen 1,3 Millionen Lobbyisten und vielleicht zehn Prozent wirklich erprobter und bestqualifizierter Einsatzkräfte.

Auch dies ist ironisch: Die politische Lobby-Macht der 1,3 Millionen Feuerwehrleute in Deutschland ist zugleich die Selbstentmachtung im Moment notwendiger Anpassung. Die gegenwärtige Moderne braucht flexible und vielseitig einsetzbare Module, auf Zeit und nach Aufgabe einstell- und kombinierbar. Stationäre wie dauerhafte Vorhaltung sind im Zivilen ebenso passe wie im Militärischen. Die fortgeschrittene Moderne braucht mobile Task-Forces hochgradiger Expertise, regional und lokal auffüllbar mit punktuellen Spezialqualifikationen, nicht mehr generell ausgebildete „Mädchen für Alles“. Noch haben die freiwilligen Feuerwehren nicht den Mut, zusammen mit dem Prozentanteil, der real einsatzfähig ist, eine solche alternative Wehr der Zukunft zu konzipieren. Je länger damit gewartet wird, desto größer werden die Chancen jener, die solche Konzepte schon haben: Falck International, DynCorp, Kroll Inc., um nur einige private Dienstleister zu nennen.

Der gesamte Sicherheitsmarkt wälzt sich um; die EU setzt neue und andere Standards. Auf Dauer, das wusste schon Napoleon, lässt sich auf Bajonetten nicht sitzen. Man kann ankämpfen gegen den Wandel, ihn verzögern - aber nie aufhalten.